

Stefan Andres – Heimat und Weltbürgertum

Stefan Andres (1906–1970) gehört in die Reihe der literarischen Weltbürger, die ihre biographische wie auch religiöse Heimat früh verloren, aber in der Literatur wiedergefunden haben. Der in einem kleinen Moseltal als sechstes Kind eines Wassermüllers geborene „Junge vom Lande“ war zum Priester bestimmt, entschied sich aber nach unglücklichen Jahren als Klosterschüler und Novize für eine literarische Laufbahn. Ins völkische Schema der NS-Literatur ließ er sich trotz vielversprechender Anfänge nicht einzwängen; er suchte eine prekäre Zuflucht im faschistischen Italien, hauptsächlich in Rom und in Positano – am Rand des deutschen Literaturbetriebs. Fast die Hälfte seines Lebens hat der Autor dort verbracht, auch nach 1960, als er sich nach Rom zurückzog. Aber er hat Deutschland weder vergessen noch verschmäht. Für zumindest ein Jahrzehnt hat er sich – in den 50er Jahren – im Rheinland und an der Mosel niedergelassen. Hier erlangte er den Ruf eines „weltfreudigen Populärautors mit katholischem Gewissen“¹. Mosel und Rhein als „geistige Lebensformen“: Hier öffnete sich Andres die Welt, hier liegt der Keim seiner Entwicklung zum überzeugten Europäer und Weltbürger.

Um die Spannbreite des Themas „Heimat und Weltbürgertum“ zu ermessen, die auf das gesamte und an Umfang durchaus mit dem Œuvre Thomas Manns vergleichbare Werk von Stefan Andres ausstrahlt, muß man sich auf eine kleine Raum- und Zeitreise begeben. Diese Reise führt an einem Lebensweg von unfreiwilliger Mobilität entlang². Zugleich reicht sie tief in den „Brunnen der Vergangenheit“³, in die griechische und römische Antike, in die Frühgeschichte des Christentums. Immer spielen aber auch Gegenwart und Zukunft eine wichtige Rolle. Denn erst aus der Reibung mit der Zeitgeschichte und aus jenen Visionen eines geeinten Deutschlands und Europas, deren Realisierung Stefan Andres nicht mehr erlebte, entsteht die Spannung zwischen Heimat und Weltbürgertum, die sein Leben und seine Werke auszeichnet.

Heimat ohne Welt: die 30er Jahre

Der gute Ruf, den Stefan Andres in der Literatur der 30er Jahre genoß, beruht ganz wesentlich auf seinen „Moselländischen Novellen“ (1937). Doch der Autor, der das Moseltal und Trier früh verlassen hatte, um es nach abgebrochener Priesteramtsausbildung und Studentenzeit in seinen ersten Romanen wiederzuentdecken, wurde

mit diesem Buch nicht glücklich. Zum einen war die Publikation mit einer jederzeit widerrufbaren Sondergenehmigung des Propagandaministeriums erkaufte. Zum anderen interessierte die Kritik an dem Autor, der in den 30er Jahren Mitglied der Reichsschrifttumskammer war und in kulturkonservativ-katholischen Kreisen Deutschlands durchaus als Hoffnungsträger gehandelt wurde, weniger die künstlerische Gestaltung als vielmehr seine angebliche provölkische Haltung. Diese frühe Vereinnahmung durch die nationalsozialistische Literaturkritik macht es heute schwer, die auf Ackerschollen, Bauerndörfern und Landgutshöfen spielenden Novellen unbefangen zu lesen. Ihr Stil klingt altmodisch, die Sprache wie von gestern, der Dichter scheint „hinter jedem Mühlstein ein Schicksal, hinter jedem Weiher einen Wassermann“ zu wittern⁴.

Doch mit den rassistischen Parolen der Nazi-Ideologen wollte Andres ebenso wenig zu tun haben wie mit der pseudoromantischen Mystik des „Dunklen, Düsternen und Nächtlichen“, wie sie ihm noch in einer Literaturgeschichte der Nachkriegszeit nachgesagt wurde⁵. Um diese suspekten Nähe zur „Blut und Boden“-Literatur abzuwenden und seine Novellen aus „der engen und politisch fragwürdigen Gültigkeit des Heimatlichen in eine weitere, universale“ Dimension herauszuheben⁶, wählte Andres einen neuen Haupttitel für die Nachkriegsausgabe: „Gäste im Paradies“ (1949). Hier bereits taucht in pointierter Form sein Lebensthema der Auseinandersetzung mit dem metaphysisch und biographisch heimatlos gewordenen Menschen der Moderne auf, der sich seiner Ursprünge in der christlich-abendländischen Tradition zu vergewissern hat:

„Mein Thema ist der Mensch, und was mich betrifft, so kann ich die Variationen über dieses Thema nur fortsetzen innerhalb von Ideen und Vorstellungen, wie sie mir als Europäer und Christ überliefert worden sind.“⁷

Stefan Andres ist insofern so viel und so wenig ein moselländischer Heimatdichter, wie Uwe Johnson ein mecklenburgischer Autor oder Günter Grass ein Danziger Heimatdichter ist; er hat mit dialektgenauen, detailrealistischen Beschreibungen Landschaft und Leute an der Mosel, im Hunsrück und in der Eifel zu porträtieren gewußt, nah genug, um Wiedererkennungseffekte auszulösen, distanziert genug, um Humor, Ironie und auch Zeitkritik zuzulassen. Diese kritischen Zeitsignale, die in der Literatur in der Diktatur notwendigerweise versteckt sein mußten, unterscheiden Andres' Novellen von einer gegenwartsscheuen Heimatdichtung, wie sie viele Zeitgenossen aus Furcht vor Zensur oder aus Anpassungsdruck schrieben. Ein berühmtes Beispiel früher versteckter Systemkritik gibt die Novelle „El Greco malt den Großinquisitor“ (1936). Sie gehört zu den kanonischen Werken des literarischen Widerstands gegen die Diktatur. Auch hier stellte sich Andres dem Kardinalproblem des Schreibens in der „inneren Emigration“: gegenüber der Mehrheit der Täter und der Mitläufer zu schweigen und zugleich zu einer kritischen Minderheit zu reden.

Man mag sich heute wundern, warum die nationalsozialistischen Zensurbehörden den Text, der klar und deutlich die inquisitorische Praxis von Verfolgung und Folterung Andersdenkender anprangert, unbehindert passieren ließen und zuließen, daß noch 1944 in 36. Auflage eine Feldpostausgabe des Bändchens erscheinen konnte. Der vermeintliche Antiklerikalismus der Novelle ist immer wieder als Grund dafür angeführt worden. Andres hat die Haltung der katholischen Kirche, deren Bischöfe zu staatsbürgerlichen Sekundärtugenden und Widerstandsverzicht aufrufen, scharf angegriffen. Er verurteilte den Rassenhaß, der ihm „aus den blutrünstigen Liedern“ der SA-Kolonnen und Parteiprogrammen entgegenschrie, weil das genau das Gegenteil von dem war, was im christlichen Liebesgebot gefordert wird⁸.

Doch die Sache ist komplizierter, als es den Anschein hat. Andres hat den griechischen Maler El Greco, der seinem Auftrag, den Großinquisitor zu porträtieren, nachkommen muß, ja nicht als Bilderstürmer, Freiheitsapostel oder religiösen Rebellen in Szene gesetzt, so sehr er dazu durch das Vorbild von Schillers Drama „Don Carlos“, das zur gleichen Zeit wie seine Novelle angesiedelt ist, motiviert sein mochte. Die Raum- und Zeitversetzung der Handlung in das Spanien Philipps II. dient der Erweiterung des historischen Horizonts⁹. Parabolisch verdichtet formuliert sich am Verhältnis zwischen Künstler und Auftraggeber, der zugleich Modell sitzt, die Stellung des Autors zu Staat und Heimat. El Greco ist selbst Emigrant, noch sein griechischer Name zeugt von der kretischen Heimat.

Indirekt werden Parallelen nahegelegt zwischen der Inquisition im 16. und der Judenverfolgung im 20. Jahrhundert: Der Residenzstadt Sevilla, wo statt des verstorbenen Königs der Kardinalinquisitor die kirchliche und politische Macht ausübt, wird Toledo, geistiges Zentrum des Landes und seit 1577 El Grecos Wohnsitz, entgegengesetzt. Dem Gewaltmonopol des Inquisitors steht die in eine biblische Formel gekleidete Zurechtweisung des Malers gegenüber, niemand habe das Recht, „Mitte der Menschen“ zu sein.

Man konnte solchen kalkuliert doppelbödigen Äußerungen Regimekritik entnehmen, mußte es aber nicht. El Greco ringt mit Überlebensoptionen des Künstlers im totalitären Staat: mit der Lüge, der Anpassung, mit dem Tyrannenmord, mit der Flucht und mit dem Verstummen; doch er legt den Pinsel nicht nieder, sondern geht auf der „verbergenden Tiefe“ des Bilds in symbolische Tiefe, indem er den Großinquisitor nicht im adventlichen Violett, sondern in den rotschwarzen Farben von Tod und Zerstörung malt. Mit diesem Porträt überliefert er den „heiligen Henker“ dem Urteil der Nachwelt.

El Greco ist ein Bildnis des Künstlers als alter Mann. Er verkörpert das, was Stefan Andres noch bevorstand, als er die Novelle 1935 im Haus seiner Schwiegereltern in Lomnitz schrieb: eine Künstlerschaft auf dem schmalen Grat zwischen Anpassung und Widerstand, die prekäre Kompromisse mit der Diktatur in Kauf nehmen muß.

War der junge Stefan Andres also ein Heimatdichter? Sicher ist: Der Autor läßt sich in kein Schema zwängen. Er liebte die Heimat, die ihn der jüdischen Herkunft seiner Frau und seines Widerspruchsgeistes wegen vor die Alternative Anpassung oder Ausschluß stellte. Andres aber suchte keine extremen Entscheidungen. Das Spiel mit dem Feuer, wie es Gottfried Benn, und die Huldigung der Kälte, wie sie Ernst Jünger praktizierte, mit dem er über längere Zeit korrespondierte, waren ihm wesensfremd. Er ließ sich einerseits auf ein kurzes Gastspiel beim anschlusbereiten Bamberger Dichterkreis ein, das ebenso folgenlos wie erfolglos blieb. Andererseits schrieb er 1936 einen grimmigen Beitrag zur Eröffnung des Hauses der Deutschen Kunst in München, das die Ausstellung „Entartete Kunst“ zeigte. Darin verwandelte er den Gauleiter mit einem unauffälligen Druckfehler in einen „Gaul-Leiter“. So harmlos und doch treffend waren die Stilmittel der verdeckten Schreibweise.

Problematisch war das schwer zügelbare Temperament eines bäuerlich geerdeten Katholizismus, dem blinde Zustimmung zum Staat ebenso fremd war wie religiöse Dogmatik. Als ihn ein Kollege beim Kölner Rundfunk, für den er zeitweise Auftragsarbeiten erledigte, während eines Abendessens wegen der jüdischen Herkunft seiner Frau provozierte, verlor er die Fassung – und die Stelle. Siebenmal wechselte Stefan Andres zwischen 1933 und 1937 die Wohnung, dreimal die Stadt, er bettelte um Einreiseerlaubnisse und Aufhebung von Ausweisungen – und mußte schließlich mit seiner Familie den Weg der Emigration nach Italien wählen.

Welt ohne Heimat: die 40er Jahre

Das Fischerdorf Positano am Golf von Salerno bot keine beschauliche Heimat, sondern war eine höchst prekäre Zuflucht – eine Zuflucht auf Widerruf¹⁰. Hier wurde Andres unfreiwillig zum Weltbürger. Inspiriert von der malerischen Kulisse, die Motive für eine Reihe italienischer Novellen und Romane abgab, feierte er mit der kleinen internationalen Künstlerszene in den 30er Jahren ausgelassene Terrassenfeste mit billigem Rotwein und Sardinien. Doch die Lebensumstände waren von bitterer Armut geprägt, die Schreibinte wurde aus Galläpfeln hergestellt und das Farbband mit Dieselöl aufgefüllt.

Allerdings war Andres kein geächteter oder verbotener, ja nicht einmal ein unerwünschter Autor. Aber die Einkünfte aus den Publikationen schwanden zusehends. Deutsche Verlage und Zeitungen standen ihm nach dem Ausschluß aus der Reichsschrifttumskammer im November 1940 nur noch mit gelegentlichen Sondergenehmigungen des Propagandaministeriums offen; einige Bücher wie der deutsch-französische Versöhnungsroman „Die Hochzeit der Feinde“ (1947) fielen der NS-Zensur zum Opfer.

Auch die Bewegungsfreiheit war eingeschränkt. Als Angehöriger der sogenannten reichsdeutschen Kolonie war Andres „konfiniert“, d.h. er durfte sich nur im

Umkreis von zehn Kilometern bewegen. Die Post wurde doppelt zensiert, von den italienischen und den deutschen Behörden, und nach 1943 ganz unterbunden. Den Einberufungsbefehlen widersetzte sich Andres durch Atteste freundlicher Amtsärzte durch Flucht, einmal sogar mit der Absicht, sich durch einen Sturz auf den schmalen Treppen des Bergdorfs das Schienbein zu brechen.

Vor allem aber drohten, wenn Andres in Rage oder in einen Rausch geriet und nicht mehr Herr seiner Worte war, die Gefahren von Denunziation und Deportation. Einmal riß er in einer Positaner Weinschenke ein Hitlerbild von der Wand, 1941 lästerte er bei der Biennale in Venedig in Gesellschaft von Nazijournalisten und Mitgliedern des Propagandaministeriums den Führer, verfluchte den Krieg und warnte vor der künftigen Bombardierung deutscher Städte. Vor den Folgen solcher regimekritischer Äußerungen bewahrte ihn manches Mal die Protektion des deutschen Generalkonsuls in Neapel. Nicht zu vergessen ist auch der mutige Einsatz seiner Frau Dorothee (1911–2002). Sie nahm in einer Märznacht 1944 das Wagnis auf sich, per Anhalter auf einem Militärtransporter von Sorrent nach Neapel zu reisen, um eine Aufhebung des Ausweisungsbefehls für ihrem Mann zu erwirken. Es war die Nacht des Vesuvausbruchs.

Als sich die Probleme der italienischen Emigranten 1938 nach der deutsch-italienischen Achsenbildung und dem Hitler-Besuch in Rom verschärften, kehrte Andres nach Deutschland zurück. In Berlin erlebte er das Judenpogrom am 9. November als Fanal und berichtete als Augenzeuge:

„Ich sah keinerlei Spuren von Volkswut, sondern nur einen organisierten Überfall von verkleideten staatlichen Mordbanditen – der Rest war Mob.“¹¹

Positano, zeitweise auch Rom, blieb Zufluchtsort, auch nach der Landung der Alliierten in Salerno im Frühjahr 1943 und nach Kriegsende. In Positano entstanden die griechischen Novellen und die italienischen Romane. Es sind Texte mythischen Gehalts und antiken Zuschnitts, in denen Andres eine Ersatzheimat für das Deutschland suchte, in das zurückzukehren ihm die Vorsicht verbot. Man kann Stefan Andres durchaus als mythischen Dichter der Moderne bezeichnen. Es geht ihm nicht darum, den Mythos zu ironisieren (wie Franz Kafka) oder zu korrigieren (wie Bertolt Brecht). Der Mythos öffnet ihm einen nichtrationalen Zugang zur Welt, er führt in die „Brunnentiefe der Zeiten“¹², gibt universal gültige Antworten auf die Fragen von Herkunft und Heimat und liefert das Sinngerüst, das die Welt im Innersten zusammenhält.

In Positano entstand auch die fast zweitausendseitige „Sintflut“-Trilogie, Andres' Opus magnum, das die Diktatur im Spiegel von Mythos und Allegorie zu deuten versucht. Die drei Bücher, zwischen 1949 und 1959 erschienen, ragen schon vom Umfang her aus der Literatur der Jahrhundertmitte heraus. Sie passen schlecht in das Nachkriegsbild der Kahlschlagliteratur und des Kalligraphieverdachts. Es fällt schwer, sich in den vielfach verzweigten Handlungen und in dem überreichen

Romanpersonal zurechtzufinden. „Gläubige, Heiden, Salonbuddhisten, Nietzschefanatiker, ewige Soldaten, Karrieremacher, Spieler, Kleinbürger, Künstler, fromme Wohltäter und hemmungslose Verbrecher“¹³ bilden ein wahres Pandämonium allegorischer Figuren. In ihrer Mitte thront der abtrünnige Theologieprofessor Moos-thaler, der als Nietzscheaner und Antichrist die Bewegung der sogenannten Norm gründet, mit ihr ein Land und einen Kontinent in die Katastrophe stürzt und selbst nach seinem Tod noch gläubige Jünger findet.

Im Urteil der Literaturkritik ist die Trilogie eine zähe und mühevolle Lektüre. Stefan Andres hat in vielen Jahren des Feilens, Kürzens und Korrigierens eine Strichfassung erstellt, die etwa ein Drittel des ursprünglichen Umfangs der Trilogie einnimmt. Der britische Literaturwissenschaftler John Klapper hat sich der Mühe unterzogen, diese Strichfassung zu entziffern und in druckreife Form zu bringen. Man muß sich dies als wahrhaft sintflutartige Aufgabe vorstellen, denn Andres hat seine Kürzungen nicht nur auf verschiedene Manuskripte und Buchausgaben verteilt, sondern gleich noch einen zweiten Lektor, seine Frau, damit beauftragt, Autorenkorrekturen in den Text zu übertragen. Die gekürzte Sintflut-Geschichte erscheint 2007 als erster Band der neuen, vom Wissenschaftlichen Beirat der Stefan-Andres-Gesellschaft vorbereiteten Auswahlausgabe der Werke und Schriften von Stefan Andres.

Sehr lesenswert sind indessen die Noah-Geschichten innerhalb der Geschichte¹⁴. Sie bilden die eigentliche Mitte des Romangeschehens. Es sind moderne Legenden von einem zweifelnden Menschen, der sich auf die Suche nach seinem Gott begibt, dessen Zeichen undeutbar bleiben wie der „graue Regenbogen“. Inspiriert von vorbiblischen Noah-Legenden, die sich Andres aus der Bibliotheca Hertziana beschaffen ließ, hat er den bekannten Stoff erweitert. Es geht um Noahs Leben vor der Flut. Noah ist ein Emigrant, der vor einem Gewaltherrscher flieht und sich mitsamt der Familie in der Stadt Ur niederläßt. Er übt Kritik an der politischen Arglosigkeit und Zukunftsblindheit der Urer und beginnt, sich trotz des Spotts seiner Zeitgenossen eine Arche über der „Sintflut der Zeit“ zu bauen. Aber nach dem Zurückgehen der Flut gibt es keinen farbigen, nur einen grauen Regenbogen. Die nachsintflutliche Gemeinschaft, so zeigt sich, ist gottverlassen und gottvergessen. Unverkennbar schimmert die geschichtsfatalistische Einstellung des Nachkriegsautors Stefan Andres durch, über die man geteilter Meinung sein kann. Aber man muß würdigen, daß die Noah-Legenden eine originelle Deutung des biblischen Stoffs bieten. Sie demonstrieren, wie energisch und erfinderisch Andres gegen die Abschaffung der großen Fragen und gegen die Entwertung der christlichen Werte vorging.

In Positano entstand 1942 das bedeutendste und das berühmteste Werk des Autors, was ja nicht in jedem Fall das Gleiche ist: die Novelle „Wir sind Utopia“ (1942), mehrfach verfilmt, dramatisiert und von Gustaf Gründgens inszeniert. Auch hier wird wieder das Prinzip raum- und zeitversetzten Erzählens angewandt¹⁵. Andres verlegt den Konflikt zwischen dem Leutnant Pedro und seinem Gefangenen Paco in

die Zeit des spanischen Bürgerkriegs, läßt aber offen, welcher Partei die Antagonisten angehören: den Republikanern oder den Francisten. Im Spiegel des Bürgerkriegs zeigt der Weltkrieg sein mörderisches und menschenverachtendes Gesicht. Wie tödlich blinde Gefolgschaft, wie ausweglos aktiver Widerstand oder gar Tyrannenmord sein kann, wird an dem Konflikt der Antagonisten demonstriert.

Doch die Novelle, die 1942 als Fortsetzung in der Frankfurter Zeitung gedruckt wurde, ist mehr als eine zeitkritische Widerstandsdichtung, die nachweislich von deutschen Soldaten in den Schützengräben von Stalingrad gelesen wurde. Signifikanterweise wählt Andres als Konfliktort kein deutsches Schlachtfeld, sondern ein spanisches Kloster. Er rüstet seine Widersacher nicht mit Uniformen aus, sondern mit einem peinigenden Gewissen und der Rhetorik religiöser Kasuistik. Es geht also nicht nur um Abrechnung mit Kadavergehorsam und um Aporien des individuellen Widerstands – Paco, im Besitz eines Messers, könnte die Mitgefangenen durch die Ermordung seines Gegners retten, tut es aber nicht. Es geht vor allem um religiösen Fundamentalismus und Gewalt.

Das macht den Text heute so aktuell. Pedro entscheidet sich wider besseres Wissen und Gewissen für die Exekution aller Gefangenen (eine Praxis, die tatsächlich im spanischen Bürgerkrieg grausamer Alltag war). Paco aber, der exkommunizierte Priester und desillusionierte Utopist, lehnt Gewalt ab. Er verkündet die Botschaft, die auch die des Autors ist: daß der Mensch zwar seinen göttlichen Ursprung nicht straflos vergessen darf, aber selbst seines Glückes und Unglückes Schmied ist. Unverjährte Schuld und Scham über menschlich-allzumenschliches Versagen gehören daher zu den leitenden Themen in Andres' Romanen¹⁶. Damit steht Andres den Denkern des christlichen Existentialismus nahe, die er nach dem Krieg in Paris kennenlernte.

Gewalt hat Andres im übrigen als „ultima ratio“ abgelehnt, wenngleich er nicht davor zurückschreckte, einen unverbesserlichen Militaristen und „Kriegsmaulhelden“ zu ohrfeigen und 1966 in seiner Rede zum 20. Juli dazu aufrief, „mit allen Mitteln ... dem Staate zu widerstehen, wenn er ohne oder gegen das Volk regiert, und dem Staatsbürger seine menschlichen Grundrechte verweigert – ob mit Gewalt oder mit List“¹⁷.

Heimat in der Welt: 1949–1970

Andres' Heimkehr nach Deutschland war eine Rückkehr mit Hindernissen. Zeitweise galt er sogar als verschollen, Einreisegesuche nach Trier wurden 1946 und 1949 von den Besatzungsmächten abgelehnt. Der Autor, der schon 1943 im alliierten Radiosender Neapel den Kriegstreibern unter den Deutschen die Leviten gelesen hatte, blieb ein Emigrant. Erst 1950 konnte er mit seiner Frau und den beiden Töchtern – die älteste war 1942 in Positano an Typhus verstorben – nach Deutschland zurückkehren.

In den 50er Jahren avancierte er zu einem der meistgelesenen und populärsten Autoren der deutschen Literatur. Zwischen 1949 und 1961 erschienen allein 22 eigenständige Werke, Romane, Erzählungen, Dramen, Gedichte. Die Auflagen erreichten Millionenhöhe. Die wichtigsten Zeitschriften druckten seine Texte, er las in fast allen Ländern Westeuropas und in Amerika, wo er jedoch seinen Aufenthalt aus lauter Europa-Sehnsucht vorzeitig abbrach. Zu sehr beschäftigten ihn die „deutschen Sorgen“¹⁸. Andres marschierte an der Spitze der deutschen Anti-Atom-Bewegung und lieferte sich mit Konrad Adenauer eine Streitkorrespondenz über die atomare Aufrüstung der Bundeswehr. Er protestierte mit Erich Kästner gegen das sogenannte Schmutz- und Schundgesetz. Er forderte im „Kuratorium Unteilbares Deutschland“ die Aufhebung des Wiedervereinigungstabus und das Niederreißen der Berliner Mauer, des „Limes des XX. Jahrhunderts“, und er warb, seiner Zeit weit voraus, in der Tradition großer europäischer Denker für die Idee eines geeinten Europas.

Sein Haus „Kore“ auf dem Rheinbüchel wurde zu einer beliebten Begegnungsstätte. In der Bonner Residenz des Bundespräsidenten war er häufig zu Gast, wenn Theodor Heuss Empfänge gab. Auf der Kehrseite des Ruhms stand die Nichtbeachtung in der jüngeren Schriftstellergeneration. Zu den Tagungen der Gruppe 47 wurde er nie eingeladen. Was mißgünstige Kollegen von ihm denken mochten, zeigt ein Blick in Heinrich Bölls Roman „Ansichten eines Clowns“ (1963). Hinter dem Romanautor Schnitzler, einem „dicklichen, gepflegten Burschen, der damals immer vom edlen Europäertum, vom Selbstbewußtsein der Germanen schwärmte“, sich im Auswärtigen Amt unentbehrlich macht und behauptet, „eine mystische Begabung könne durchaus übereingehen mit der ‚zwanghaften Sucht, häßliche Wörter herauszuschleudern‘“, ist unschwer ein maliziöses Andres-Porträt zu erkennen¹⁹. Doch Böll, der wie Andres aus dem katholischen Kleinbürgertum stammte und den Ungewißheiten der Nachkriegszeit die Sicherheiten des Glaubens entgegensetzte, wußte auch den Kindheitsroman seines Kollegen zu schätzen, vor allem die Figur des frommen Vaters, der den Pastor nicht am Predigen, sondern an seiner Lebensweise mißt.

Der autobiographische Roman „Der Knabe im Brunnen“ (1953) ist ein Buch, das eine Region, deren Sprache und Lokalkolorit zu beschreiben versteht, ohne sie einseitig darauf einzugrenzen. Der Roman wurde in mehrere Weltsprachen (chinesisch, italienisch) übersetzt und hat bis heute zahlreiche Neuauflagen erlebt. Aus dem Buch erfährt man manches Bedenkenswerte nicht nur über die kindliche, auch über die religiöse Heimat von Stefan Andres, der sein unorthodoxes Gottesbild zwischen Breughelschen Höllenbildern und „Christlichem Hausfreund“ entwickelt. Die Autobiographie ist beseelt von einem heiter-gelassenen, völlig unsentimentalen Humor, auch angesichts der eigenen dichterischen Anfänge. Als dem Lehrer ein Gedicht des Jungen in die Hände fällt, das Verse aus einem Kriegsgedicht mit eigenen „unreifen, sauren, wurmstichigen“ Reimen kombiniert, etwa von „Paris“ auf „Paradies“, setzt es eine Tracht Prügel (dabei ist der Reim so unoriginell nicht, schon Heine hatte „ästhetisch“ auf „Theetisch“ gereimt). Später stellt sich

dann heraus, daß die gestohlenen Verse von stolzen Männern und siegesdurstigen Heeren ein Produkt des Lehrers selbst sind²⁰.

Der Erfolg des Kindheitsromans konnte nicht verhindern, daß Ende der 50er Jahre der Stern von Stefan Andres zu sinken begann. Für die Literaturkritik jener Zeit war seine Erzählweise zu konventionell und weitschweifig, seine Sprache zu metaphernreich, sein Selbstverständnis zu idealistisch. Ein Aufsatz trägt den etwas unglücklichen Titel „Über die Sendung des Dichters“. Er erinnert an das Dichterbild vom Bewahrer der Ordnung der Dinge und Erlöser aus einer zerfallenden Welt, wie es das kulturkonservative Programm des George-Kreises beschworen hatte. Der Dichter sei ein „geistiger Pontifex“ und habe, so heißt es, die verborgene religiöse „Ordnung“ der Welt zu spiegeln und den „Tempel der Kunst rein (zu) halten von Händlern, Lehrern, Priestern“²¹. Dahinter steht aber, wenngleich in unmoderner Sprache, eine durchaus moderne Auffassung: Als gebranntes Kind lehnte Andres es ab, Literatur zur Agentur von Ideologien zu machen. Politisches Engagement hatte für ihn in der Literatur nichts zu suchen. Sein ästhetischer Tugendkatalog beschränkte sich auf „Sinn für das Maß“, „Weisheit“, „Stärke des Herzens“ und „Gerechtigkeit“. Dahinter erkennt man unschwer christliche Werte.

Ein solcher „christlicher Humanismus“²² erschien unzeitgemäß. Andres zog mit seiner Frau nach Rom. In der Via Domenico Silveri, nahe dem Vatikan, bezog er eine geräumige Etagenwohnung mit einem Balkon, der einen prächtigen Ausblick auf die Peterskuppel bot. Die Wohnung ist bis heute im Besitz der Familie. Als ich Dorothee Andres dort während der Arbeit an meiner Andres-Biographie in den Pfingsttagen 1994 besuchen durfte, war der Dichter mehrfach präsent: in den Büchern in seinem Arbeitszimmer mit dem nierenförmigen Schreibtisch, an dem er vormittags nach einem ausgiebigen Bad und lauten Psalmengesängen zu Werke ging; in den Manuskriptstößen, die seine Frau aufbewahrte, sortierte und in vorbildlicher Ordnung dem Deutschen Literaturarchiv in Marbach übergab; und in den Erzählungen von ihr, die auch bei kniffligen Sachfragen nie um eine Antwort verlegen war. Dorothee Andres hat ein mehrhundertseitiges (noch unveröffentlichtes) Manuskript mit ihren Erinnerungen hinterlassen. Dabei handelt es sich um weit mehr als um das Tagebuch einer fürsorglichen Ehefrau, die alle Manuskripte ihres Mannes ins Reine schrieb, die Korrespondenzen tippte und manches Verlagsgeschäft persönlich mit zum Erfolg steuerte.

In Rom hat Stefan Andres eine Heimat „sub specie aeternitatis“ gesucht und zu großen Teilen auch gefunden. Er hielt Abstand zum Literaturbetrieb und erlernte eine philosophische Welthaltung, die sich statt auf weltlichen Ruhm und Erfolg auf die Weisheit des Denkenden stützt. Zum Sprecher dieser Philosophie hat Andres einen neuplatonischen Denker erkoren, der heute so gut wie unbekannt ist: Synesios von Kyrene (ca. 370–413), der in der turbulenten Übergangszeit von heidnischer Antike und christlichem Mittelalter steht und als Bischof und Feldherr, als Dichter und Politiker wirkte – eine sehr aktuelle Grenzfigur also an den Fronten sich

bekämpfender Kulturen. Andres war fasziniert von dem revolutionären Potential dieses Mannes, der den Bann über einen hohen Staatsbeamten verhängte, den Widerstand gegen räuberische Wüstenstämme organisierte, das Asylrecht verteidigte und gegen manche kirchliche Dogmen an seiner unorthodoxen Religion festhielt. Er hat viele Jahre in Rom der Arbeit an einem Roman über diese Figur gewidmet. Das Buch erschien postum 1971 unter dem Titel „Die Versuchung des Synesios“. Es ist Andres' literarisches Vermächtnis und zugleich ein verkapptes Selbstbild – erzählt nach dem Tod des Synesios aus dem Mund einer Philosophin, der ersten Frau, die einen öffentlichen Lehrstuhl für Philosophie innehatte. In der Kirche ein Rebell zu sein, die Endlichkeit der Welt mit der Unsterblichkeit der Seele zusammenzudenken, mit seiner Zeit zu leben, aber sich ihr nicht zu unterwerfen – das war auch Andres' Lebens- und Schreibmaxime.

Weltfremd war er deshalb nicht. Die 60er Jahre waren bewegte Jahre der Theologie und der Kirche. Während des Zweiten Vatikanischen Konzils kam Andres oft mit Konzilstheologen und Kardinälen zusammen, beteiligte sich an den Diskussionen um Laienarbeit, Zölibat, Modernisierung der Liturgie und am Dialog mit den nichtchristlichen Religionen und merkte, daß die Kirche durch das Konzil in vielem konzilianter wurde. Die jüngeren Autorenkollegen Uwe Johnson und Tankred Dorst, die zu Gast in Rom waren, empfing der Mann mit dem Beethovens Schädel im roten Kardinalsmantel. Es kam für alle überraschend, als er an den Folgen einer Operation am 29. Juni 1970 starb. Sein Grab liegt auf dem deutschen Friedhof in Rom, dem Campo Santo Teutonico. Eine letzte Ruhestätte, ohne eindeutige Zugehörigkeit: Als älteste deutsche Nationalstiftung in Rom ist der Campo Santo Teutonico italienisches Staatsgebiet, genießt aber das Privileg der Exterritorialität.

Vom letzten römischen Lebensjahrzehnt her ist Stefan Andres vielleicht am besten verständlich. Der politische Autor wandelte sich hier zum philosophischen Dichter, der dionysische Daseinsfreude mit apollinischer Askese vereinen konnte. Sein Weltbild war frei von Lügen, nicht von Widersprüchen: Heimat und Weltbürgertum, Utopie und Welterfahrung, Christentum und Platonismus gehören als entgegengesetzte Pole zusammen.

Stefan Andres hat davor gewarnt, „Heimat“ mit „geographischen Grenzen und kartographischem Hokuspokus“ zu beschwören²³. Er hat viel über seine Heimat und sein Vaterland geschrieben, Freundliches und Kritisches, Denkwürdiges und Bedenkenswertes, etwa den deutschen Briefwechsel „Lieber Freund – lieber Denunziant“ (1977) und hymnische Weinbücher wie das „Main Nahe zu Ahrische Saar Pfalz Mosel-Lahnische Weinpilgerbuch“ (1951).

Aber Andres hat in Deutschland immer Europa und die Welt gesucht, eine nationale und politische Grenzen überschreitende kulturelle Einheit auf dem Fundament der christlich-humanistischen Werteordnung. Wenn überhaupt, war er ein unbehauster, ein obdachloser Heimatdichter, ein literarischer „homo viator“. Daß er als Weltbürger ohnehin nur die Literatur als richtige und wichtige Heimat sein eigen nennen konnte,

spricht eine Figur im zweiten Band der Sintflut-Trilogie aus: „Wenn ich meine Bücher habe, eine kleine Vorleserin und dann und wann einen Menschen – etwa einen wie Sie, auch wenn er mal seine Zustände hat – dann bin ich auf dieser Erde ziemlich zu Hause – allerdings auf Abbruch, immer auf Abbruch. Ich bin für das Zelten!“²⁴

ANMERKUNGEN

¹ H. Wagener, Stefan Andres. Widerstand gegen die Sintflut, in: Stefan Andres, hg. v. W. Große (Trier 1980) 90.

² Vgl. R. Luckscheiter, Parabeln des Gottvertrauens, in: NZZ, 26. 6. 2006.

³ Th. Mann, Joseph u. seine Brüder 1, in: ders., Gesammelte Werke, Bd. 4 (Frankfurt 1990) 9.

⁴ T. Spreckelsen, Wo er war, soll Utopie werden. Der Knabe im Brunnen: Stefan Andres in Neuausgaben, in: FAZ, 26. 6. 2006.

⁵ W. Grenzmann, Dichtung u. Glaube. Probleme u. Gestalten der deutschen Gegenwartsliteratur (Bonn 1950) 273.

⁶ K. O. Nordstrand, El Greco malt den Großinquisitor, in: Utopia u. Welterfahrung. St. Andres u. sein Werk im Gedächtnis seiner Freunde (München 1972) 124.

⁷ St. Andres, Über mein Werk, in: Der Dichter in dieser Zeit. Reden u. Aufsätze (München 1974) 8.

⁸ Ders., Jahrgang 1906. Ein Junge vom Lande, in: Widerstand gegen die Sintflut (A. 1) 39.

⁹ Vgl. das Nachwort in: St. Andres, Wir sind Utopia / El Greco malt den Großinquisitor. Zwei Novellen (München 2006) 127–143.

¹⁰ Vgl. dazu das vierte Kapitel in: M. Braun, Stefan Andres – Leben u. Werk (Bonn 2006) 69–96; zum biographischen Kontext K. Voigt, Zuflucht auf Widerruf. Exil in Italien 1933–1945. 2 Bde. (München 1992); zum literarischen Kontext E. Rotermund u. H. Ehrke-Rotermund, Zwischenreiche u. Gegenwelten. Texte u. Vorstudien zur „Verdeckten Schreibweise“ im „Dritten Reich“ (München 1999) 469–484.

¹¹ St. Andres, Lieber Freund – lieber Denunziant. Briefe (München 1977) 59.

¹² K. Kerényi, Die Mythologie der Griechen, Bd. 1 (München 1976) 7.

¹³ W. Wien in: Stefan Andres. Eine Einführung in sein Werk (München 1962) 121.

¹⁴ Vgl. St. Andres, Noah u. seine Kinder. 15 Legenden (München 1996).

¹⁵ Vgl. dazu G. Guntermann, Erinnerung als Form – Zur Erzähltechnik im Werk von Stefan Andres, in: Stefan Andres – Zeitzeuge des 20. Jahrhunderts, hg. v. M. Braun, G. Guntermann u. B. Lermen (Frankfurt 1999) 85–104 und die im Entstehen begriffene Dissertation von Ch. Gandner über Andres' Zeitreisen.

¹⁶ Vgl. K. Eibl, Selbstbewahrung im Reiche Luzifers? Zu Stefan Andres' Novellen „El Greco malt den Großinquisitor“ u. „Wir sind Utopia“, in: Mein Thema ist der Mensch. Texte von u. über Stefan Andres, hg. v. Wissenschaftlichen Beirat der Stefan-Andres-Gesellschaft (München 1990) 214–238.

¹⁷ St. Andres, Der 20. Juli – Tat u. Testament (1966), in: Mitteilungen der Stefan-Andres-Gesellschaft 15 (1994) 18.

¹⁸ Vgl. dazu Ch. Andres, „Was ist des Deutschen Vaterland?“ – Stefan Andres u. die deutsche Wiedervereinigung, in: Stefan Andres – Zeitzeuge des 20. Jahrhunderts (A. 15) 39–52.

¹⁹ H. Böll, Ansichten eines Clowns (Köln 1992) 36f.

²⁰ St. Andres, Der Knabe im Brunnen (München 2006) 212.

²¹ Ders., Der Dichter in dieser Zeit. Reden u. Aufsätze (München 1974) 7 u. 20.

²² J. Klapper, Stefan Andres. Der christliche Humanist als Kritiker seiner Zeit (Bern 1998).

²³ St. Andres, Die Sintflut. Der zweite Roman: Die Arche (München 1951) 472.

²⁴ Ebd.